

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 53.

Freitag, 3. März.

1916.

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Vater“ — Dr. Thomas Gellerfort stand hochauferichtet vor seinem Vater, mit ernstem Gesicht, an dem jede Muskel gespannt erschien: „Vater, dafür, daß in Anne-Maries Vergangenheit nichts ist, dessen sie sich zu schämen braucht, dafür lege ich meine Hand ins Feuer.“

„Sehr schön gesagt, mein Sohn, glaube das auch einmal selbst, aber es genügt für mich schon, wenn die Familie nicht ganz proper ist. Durch mich ist der Name Gellerfort zu Ansehen, zu Macht gelangt, du wirst auf diesen Namen, auf den du doch selbst stolz bist, nicht durch eine unüberlegte Heirat einen Schatten fallen lassen. Bedenke, daß du nicht allein für dich verantwortlich bist, wir sind eine Macht im wirtschaftlichen Leben Deutschlands, Hunderte von Menschen sind von uns abhängig.“

„Vater“, Dr. Thomas Gellerfort trat dicht vor seinen Vater hin, legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihm in die Augen. „Vater, du bist mir, seit ich erwachsen, der beste Freund gewesen, es ist mein Stolz, dir nie bewußt einen Kummer bereitet zu haben — glaubst du denn, ich würde dir eine Tochter zuführen wollen, auf der auch nur der allergeringste Makel ruht? Aber wenn eine unschuldige, reine Frau vielleicht für die Sünden anderer büßt? Wirst du dann auch unerbittlich sein? Ist der Name, die Familie Gellerfort nicht stark genug, solch einer Frau ein Schutz zu sein, an den sich Verleumdung und Mißdeutung nicht heranwagt?“

Der Geheimrat vermied den Blick des Sohnes. „Nun, wir werden ja sehen“, brummte er unsicher, „jedenfalls muß Fräulein Müller uns beiden morgen ganz reinen Wein einschenken. Bringe sie zu mir, so bald sie kommt.“

Als Anne-Marie am nächsten Morgen die Treppen zur Bibliothek in die Höhe stieg, mußte sie daran denken, daß unter normalen Verhältnissen Thomas Gellerfort sie hätte von ihrem Vater erbitten und dann dem feinnigen zuführen müssen, und nun war sie auf dem Wege zu ihm, um ihm das Geständnis abzulegen, daß sie unter falschem Namen in sein Haus gekommen. — — —

Sie hatte gestern Abend einen Augenblick überlegt, ob sie nicht Professor Weber damit betrauen solle, den Kommerzienrat über sie aufzuklären, aber sie hatte diesen Gedanken dann zurückgewiesen: nein, sie wollte für sich selbst einstehen. Und nun war heute morgen etwas geschoben, das sie mit neuem Mut erfüllte, das ihr ein so zuversichtliches Gefühl gab, als müsse nun auch ihr alles glücken, als dürften sich ihr keine neuen Hindernisse mehr in ihren Lebensweg stellen.

Sie hatte einen Brief des geliebten Bruders erhalten, in dem er ihr mitteilte, daß er und Christine sich gefunden hätten. Damit war Anne-Maries stiller, inniger Herzenswunsch erfüllt; diese beiden liebsten Menschen vereint, es war fast zu schön, um wahr zu sein. Und diese beiden würden zu ihr halten, was auch kommen möge, sie trat nun nicht mehr von den Ihren verlassend, verstoßen vor die Gellerforts.

Als sie in die Bibliothek eintrat, kam Thomas Gellerfort ihr mit schnellen Schritten entgegen. Er ergriff ihre Hände und zog sie an sich, sie einen Augenblick innig an seine Brust pressend. Dann löste er mit zarter Behutsamkeit den Hut von ihrem Haar und half ihr aus dem Jackett.

„Mein Vater wartet auf uns“, sagte er leise. „Und Anne-Marie, es gibt nichts, nichts, das uns trennen könnte.“

Der Kommerzienrat erhob sich hastig von seinem Schreibtisch beim Öffnen der Tür, auf seinem Gesicht lag eine gewisse Verlegenheit und Spannung. Er streckte Anne-Marie die Hand hin und drückte sie fest, wie es seine Gewohnheit war.

„Fräulein Müller, mein Sohn sagt mir —“ begann er in ungewohnter Hast, aber Anne-Marie unterbrach ihn.

„Herr Kommerzienrat, bevor ich Sie bitten kann, mich als Ihre Tochter anzunehmen, muß ich Ihnen ein Geständnis machen.“ Ihre Stimme schwankte leicht und sie spürte plötzlich ein Zittern in den Knien und nahm dankbar den Klubsessel, den Thomas ihr hinstellte. Sein Gesicht war sehr bleich geworden und seine Augen ruhten fest auf ihrem Gesicht, während er neben ihr stehen blieb, ihre Hand in der seinen haltend.

„Ich bin nicht Anne-Marie Müller, als die ich mich hier bei Ihnen einführte, oder vielmehr — ich war nicht immer Anne-Marie Müller — ich bin Prinzessin Anne-Marie von Alburg-Wiesenheim“, sagte Anne-Marie mit halberstidter Stimme.

Thomas ließ ihre Hand fallen und griff, einen Hals fuchend, nach einem Stuhl, auf den er sich schwer niederfallen ließ. Sein Vater fuhr mehrmals mit der Hand durch sein dichtes, graues Haar, sein Gesicht war sehr rot geworden.

„Wie ist mir denn — diesen Namen habe ich doch kürzlich erst in der Zeitung gelesen“, sagte er in das vollständige Schweigen, das einen Augenblick herrschte.

„Ja, Herr Kommerzienrat, Sie werden gelesen haben, daß Prinzessin Anne-Marie von Alburg-Wiesenheim nervenkrank ist und sich in einer Heilanstalt der Schweiz befindet“, sagte Anne-Marie bitter. „Ich habe diese Notiz auch gelesen, hier in Berlin — ich bin diese Prinzessin Anne-Marie, und daß ich weder nervenkrank bin, noch mich in der Schweiz aufhalte, wissen Sie so gut wie ich selbst.“

Und sie begann zu erzählen, von ihrer Jugendzeit, ihren Kämpfen, ihrer Flucht, ihrer entsetzlichen Furcht vor der Entdeckung und deren Folgen und endlich von der Anwesenheit Karl-Friedrichs in Berlin und seinem Versprechen, ihr Schutz und Stütze sein zu wollen.

Der alte Gellerfort schüttelte den Kopf: „Das ist ja wie ein Märchen — wie ein Roman —“ sagte er schwer.

Anne-Marie schnellte in die Höhe: „Wenn das heißen soll, daß Sie mir nicht glauben, Herr Kommerzienrat, Herr Professor Weber wird alle meine Angaben bestätigen.“

Er sagte begütigend nach ihrer Hand: „Mein Liebes

Kind — das Durchlaucht werden Sie mir schenken — Tag glaube Ihnen jedes Wort, nur für einen alten Mann wie mich ist das ein bißchen viel Überraschung auf einmal.“

Anne-Marie blickte auf Thomas, der sah zusammen- gesunken da, die Augen mit der rechten Hand beschattend.

Sie hob sanft ihre Finger in seine Linke, die auf der Armlehne ruhte: „Und du, Thomas? Kannst du mir verzeihen? Hast du mich noch lieb?“ flüsterte sie.

„Wie kannst du fragen, Anne-Marie, ich habe doch jetzt mehr als je Grund, dich zu bewundern“, sagte er ernst, „ich dachte nur daran, ob du später niemals bereuen wirst, für immer deine Kreise aufzugeben und haben und eine einfache Frau Selterfort geworden zu sein.“ Und während sie sich zu ihm neigte und in sein Ohr flüsterte: „Es wird immer mein höchstes Glück sein, deinen Namen zu tragen“, sagte der Kommerzienrat stolz: „Na, erlaube mal, lieber Sohn, so ganz ohne ist das auch nicht. Wir sind auch Fürsten in unserem Reich, Fürsten aus eigener Kraft, wenn auch nicht von Geburt.“

Er war unfähig, erleichtert über diese Lösung des Rätsels, das Fräulein Anne-Marie Müller umgeben, und es war wirklich Freude, mit der er Anne-Marie leise an sich zog und einen Kuß auf ihre Stirn drückte.

„Hiermit erkläre ich mich als deinen Schwiegervater“, sagte er, „allerdings, das hätte ich doch nicht gedacht, noch mal eine wirkliche Prinzessin als Schwiegertochter zu bekommen“, und in Gedanken setzte er hinzu: „was werden Milla und die gute Frau Dr. Rappers für Augen machen!“

Während er hinausging, um Weisungen für ein Verlobungsritual zu geben, hielten Anne-Marie und Thomas sich fest umschlungen und sprachen von ihrer Liebe und der glückseligen gemeinsamen Zukunft.

„Deinen Vater brauchen wir nicht zu fürchten, Liebling, wenn dein Bruder fest zu uns steht, kann er seine Einwilligung, die doch nur Formsache ist, nicht versagen, und ob er es ablehnen wird, dich jemals wiederzusehen oder mich zu empfangen, muß uns gleich sein. Gleich morgen werde ich mich bei deinem Bruder anmelden“, sagte Thomas Selterfort zu seiner Braut. — —

Als Thomas nach einigen Tagen von seiner Zusammenkunft mit dem Erbprinzen von Jllburg-Wiesenheim zurückkehrte, war er hochbefriedigt. Nicht nur, daß die beiden Männer sich gegenseitig gefallen hatten und nahegekommen waren. Karl-Friedrich hatte auch Gelegenheit genommen, Thomas seiner Braut vorzustellen, und sie war ihm mit großer Herzlichkeit entgegengekommen. Er hatte Thomas erzählt, daß er bei seinem Besuch in Wiesenheim den Vater sehr verändert, stark gealtert gefunden hätte. Eine schwere Infuenza, verbunden mit Lungenentzündung, hatte ihn so geschwächt und heruntergebracht, daß er als ein ganz anderer erschien. Über Karl-Friedrichs Verlobung mit Christine Raupach war er offensichtlich befriedigt gewesen, und als es der Sohn gewagt, ihm zu erzählen, daß und wie er Anne-Marie gefunden habe, hatte er keinen seiner gefürchteten Wutanfälle bekommen, sondern hatte ganz still zugehört und nur am Schlusse ruhig gemeint: „Macht, was ihr wollt, für mich existiert Anne-Marie nicht mehr.“ — —

Karl-Friedrich wollte in einigen Wochen mit Christine Raupach eine stille Hochzeit feiern und eine kurze Hochzeitsreise machen, dann siedelte das junge Paar nach Potsdam über, wohin sich Karl-Friedrich hatte zur Garde verziehen lassen. Bis dahin sollte Anne-Marie bei Professor Webers ihre Heimat finden, um dann später im Hause ihres Bruders mit Thomas Selterfort den Bund fürs Leben zu schließen. Bis dahin blieb sie Anne-Marie Müller, aber wenn sie ihre Hand zum Lebensbunde in die des geliebten Mannes legte, würde sie noch einmal, zum letzten Male, Prinzessin Anne-Marie von Jllburg-Wiesenheim sein.

— Ende. —

22 = Lese Frucht. = 22

Und blüht der Haß die Welt entlang,
So wandelt sicher den alten Gang,
Hoch über den Wolken, die Liebe.

Georg Herwegh.

Ein englisches Kriegsbuch zum Lob der deutschen Kultur.

Zu den interessantesten Erscheinungen der Kriegsliteratur jenseits des Kanals gehört ein von neun englischen und schottischen Gelehrten verfaßtes und von dem Professor der Edinburgher Universität, W. A. Paterson, herausgegebenes Buch „Deutsche Kultur“, das den Untertitel führt: „Der Anteil der Deutschen an Wissenschaft, Literatur und Kunst im Leben der Menschheit.“ Dieses Werk, das erst kürzlich in London herauskam, ist um so bemerkenswerter, als es nicht etwa von Negativen oder revolutionär angehauchten Persönlichkeiten geschrieben ist, sondern von guten englischen Patrioten, die aber als Wissenschaftler genug Objektivität bewahren, um ihr unabhängiges Urteil über das ethische Deutschland abzugeben. Trotzdem die Verfasser aus ihrer gegenwärtigen Deutschlandfeindschaft kein Hehl machen, kommen sie doch — wie aus einer von Richard Rikani im nächsten Heft der „Grenzboten“ veröffentlichten Untersuchung hervorgeht — zu der Schlussfolgerung, daß „die Deutschen ohne den Schatten eines Zweifels eines der größten Völker der Geschichte sind, das in sich einen Teil der intellektuellen und ästhetischen Attribute der alten Griechen und der praktischen Weisheit der alten Römer vereinigt und daß ihr Beitrag zum gemeinsamen Schatz der zivilisierten Menschheit sehr groß ist. Sie haben die Spur ihrer Mitwirkung — und oft war diese Mitwirkung eine sehr tiefe — in allen höheren Gebieten des Lebens und der Arbeit des menschlichen Geistes hinterlassen.“ Wie der Herausgeber Paterson weiter ausführt, ist der Zweck des Buches, „einen Überblick über die Hauptphasen menschlicher Tätigkeit in dieser Richtung ohne Einseitigkeit und Parteinahme zu geben“. Es handelt sich hier also um nichts weniger als ein englisches Dokument der Einschätzung des deutschen Anteils an der Weltkultur. Da die Autoren ihren ausgesprochenen politischen antideutschen Standpunkt nirgends verbergen und über ihre Stellungnahme zu dem deutsch-englischen Problem keinen Zweifel lassen, so sind ihre fast widerwillig abgegebenen lobenden Urteile von um so größerer Wirkung. In dem Kapitel über Philosophie heißt es, „daß die Deutschen in der Metaphysik schlechthin un- übertroffen seien. Dazu gehöre ein besonderer Mut und eine besondere Tiefe des Denkens. Deutschland allein war imstande, eine Philosophie zu schaffen, welche romantisch genannt werden muß, und daß es dies konnte, ist ebenso ein Beweis der Größe als der Mängel seiner Philosophie. Die Metaphysik setze die geduldige Gründlichkeit und den immensen Fleiß voraus, in dem der Deutsche niemals übertroffen worden sei.“ Über den Anteil Deutschlands an den praktischen Wissenschaften, besonders während der letzten 100 Jahre, wird gesagt: „Die Deutschen seien in ihrer normalen Verfassung wahrscheinlich die geordnetsten Geister in Europa, und der größte englische Philosoph Spencer erscheine in diesem Sinne durchaus als ein vollständiger Deutscher, nur daß er leider die Literatur seines Gegenstandes nicht kannte. (1) Ist Großbritannien scheint die Neigung zur mathematischen Systematisierung bedauerlicherweise nicht groß zu sein. In einem großen Anzahl von Entdeckungen und in der Weiterentwicklung von Ideen hätten die deutschen Forscher einen solchen Einfluß ausgeübt, daß er als „von ewiger Dauer“ bezeichnet werden müsse.“

In dem Kapitel über die deutsche Literatur wird der Einfluß der „edlen Einfalt und stillen Größe“ der griechischen Kultur auf Schiller und Goethe hervorgehoben. Trotz mannigfacher Angriffe wird die klassische Periode der deutschen Literatur als „einzig in ihrem Individualismus und in ihrem Kosmopolitismus“ bezeichnet. In den Charakterisierungen über die Kunst wird gesagt, daß Deutschland in der Philosophie und der Musik die führende Stellung habe, und zwar weil der charakteristische Zug der deutschen Kultur die Tiefe des Intellekts sei. In der Malerei ständen die Deutschen hinter

Italien zurück. Innerhalb wird die Reinheit der religiösen Bewegung, die idyllische Süßigkeit und die talentvolle Eingebung der deutschen Malerei des Mittelalters anerkannt, die „denn alles der Art in Italien Entstandene weit übertrifft“. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen über Erziehung, Politik und Religion. „Der deutsche Eifer auf intellektuellem Gebiete sei zur einseitigen Parteilichkeit geworden. In Deutschland traten aggressiver Ehrgeiz und individuelle Selbstsucht unter dem Deckmantel des Patriotismus auf. Daher komme es allerdings auch, daß die deutsche Nation in diesem Kriege so einmütig sei in den Opfern von Leben und Wohlstand.“ In dem der Politik gewidmeten Kapitel wird angegeben, daß der Drang nach Weltpolitik auf der englischen Seite ebenso vorhanden ist wie auf der deutschen, daß also die Engländer ebenso „panbritannisch“ sind wie die Deutschen „pangermanisch“, ja sogar, daß die deutsche Weltpolitik berechtigter ist als die englische, da Deutschland so spät auf dem Kampfplatz erschien, während England so vieles als leichtes Erbe zugefallen sei. Der Krieg sei im Grunde ein Krieg zweier Weltanschauungen, und es müsse zugegeben werden, daß für ein Deutschland, das nicht innerlich im Niedergang gewesen sei, der Krieg unvermeidlich war. Das von dem Herausgeber selbst verfaßte Schlusskapitel behandelt Religion und Theologie. Es wird eingeräumt, „daß es Luther gewesen, der den Rahmen für die Größe des britischen religiösen Lebens gespannt habe“. Ebenso wird in großer Ehrerbietung anerkannt, „daß die Entwicklung der deutschen Religions-Philosophie des vorigen Jahrhunderts durch Schleiermacher und Hegel ohne jedes Gegenstück in der Welt sei, der namentlich in Großbritannien nichts Ähnliches an die Seite zu stellen sei. Die deutsche lutherische Kirche sei eines der größten aller organisierten christlichen Gemeinwesen und stelle als eine Schule der Frömmigkeit und Charakterbildung sowie als Instrument christlichen Gottesdienstes eine Musterleistung dar.“ Das Buch ist als Ganzes das stärkste englische Dokument zu unseren Gunsten und die höchste Anerkennung deutschen Geistes, die in der Literatur des Weltkrieges zu verzeichnen ist.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Wie der vollkommene Flieger beschaffen sein soll. Ein erstklassiger Flieger muß über eine Anzahl bestimmter Fähigkeiten verfügen, deren Summe das ergibt, was man vollkommene Selbstbeherrschung nennt. Er muß einen schnellen, geschulden Blick haben, Ausdauer, Beobachtungsgabe, kühle Berechnung, äußerste Entschlußfähigkeit und ein ganz bestimmtes Maß, eine ganz bestimmte Art von Körper- und Nervenkraft. Diese Eigenschaften können durch Arbeit, Übung und Willen vervollkommenet werden, müssen aber in jedem Fall bis zu einem gewissen Grad von Haus aus vorhanden und entwickelt sein. Ist es nun möglich, diesen Grad von Eigenschaften bei dem künftigen Piloten durch eine wissenschaftliche Methode festzustellen? Der „Matin“ bejaht diese Frage, und er bringt eine zumindest originelle Prüfungsweise in Vorschlag, die von mehreren (nicht mit Namen genannten) französischen Ärzten ausgearbeitet worden sein soll. Der angehende Flugschüler muß zuerst mit beiden Händen eine gleichmäßige und ausdauernde Kraftanstrengung ausführen, die mit Hilfe eines besonderen Meßapparats konstatiert wird. Hierauf wird der Kandidat vor ein Pfefferblatt gestellt, um das eine Nadel in solcher Geschwindigkeit kreist, daß sie in einer Sekunde eine volle Umdrehung vollführt. Der Prüfling hat die Nadel scharf zu beobachten und jede von der Kommission auf unmerklichem Weg vorgenommene Abweichung in der Umdrehungsgeschwindigkeit zu erkennen, indem er sofort auf einen Knopf drückt, der die Nadel zum Stehen bringt. Wenn diese Prüfung überstanden ist, werden Pulsschlag, Herzschlag und Atemgeschwindigkeit des Kandidaten aufs genaueste gemessen. Dann wird der Prüfling den verschiedensten Überraschungen ausgesetzt, denen gegenüber er seine völlige Ruhe bewahren muß. Man läßt plötzlich vor ihm eine Magnesiumflamme aufleuchten, man verursacht ein unerwartetes explosives Geräusch, man überschüttet den Kandidaten mit eiskaltem Wasser. Während all dieser Proben werden die kleinsten Regungen von Furcht oder Verblüffung, selbst wenn sie sich äußerlich nicht kundtun,

durch Meßapparate bei der Atom-, Herz- und Nerventätigkeit festgefaßt. Die geringste Erschütterung der Nerven, das leiseste Herzklopfen, das unscheinbarste Zittern der Hand wird beobachtet. So ist keinerlei Täuschung möglich: wenn der Mann auch äußerlich jede Regung unterdrückt, die Reflexwirkungen auf den Organismus können nicht verborgen bleiben. Der Pilot muß nicht nur moralisch und seelisch, sondern auch rein körperlich unerschütterlich bleiben. Trotz Anstrengung und Gefahr muß sein Organismus bereit sein, stets augenblicklich auf alles zu reagieren: nicht nur auf den Willen, sondern auch auf rein automatische Reflexe, die ihm angeben müssen, was er beim Fliegen in jeder Situation zu tun hat. Er muß ein ebenso kräftiger wie feiner und komplizierter Organismus sein wie seine Maschine. Er muß die Fähigkeit haben, seinen Apparat jederzeit in mathematisch genaues Gleichgewicht zu bringen. Sobald der Apparat sich nur im geringsten zu neigen beginnt, muß er dies sofort im gleichen Augenblick fühlen und automatisch das Richtige tun. Der vollkommene Flieger muß äußerste Widerstandskraft, seelische Gleichmut und die schnellste Empfindlichkeit und Handlungsfähigkeit in sich vereinigen. Dies einwandfrei festzustellen, ist Zweck der geschilderten Prüfung. Die Armuskeln müssen einen Kraftaufwand von 150 bis 200 Kilogramm leisten können, ohne daß die Bewegung sich hierdurch verlangsamt. Die Zeit zwischen einer Abweichung vom Gleichgewicht und dem Fühlen dieser Abweichung darf nicht über 16 Teil einer Sekunde überschreiten. Eine Reaktion, wie Zittern, Unruhe usw., darf höchstens im Augenblick des Erkennens der Abweichung eintreten, muß aber dann sofort wieder verschwunden sein. Dies, meint der „Matin“, sei die einzige Methode, um den Typus des vollkommenen Fliegers zu schaffen.

Die Fernrohrbrille für Schwachsichtige. Die Fälle von Schwachsichtigkeit haben sich infolge der Kriegsverletzungen gehäuft, und unsere Augenärzte sind nun an der Arbeit, den schwachsichtig gewordenen Soldaten wieder das Lesen zu ermöglichen und sie überhaupt dem Erwerbsleben wieder zuzuführen. Im neuesten Heft der „Naturwissenschaften“ teilt Dr. H. Engelke eine neue Methode mit, durch die den in ihrer Sehkraft schwer Geschädigten außerordentlich viel geholfen wird. Man greift dabei auf ein uraltes Mittel zurück, das schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts bei Kurzsichtigen Verwendung fand, nämlich auf die Veranwendung des Fernrohrs. Zunächst wurde das vergrößernde Fernrohr von dem Kurzsichtigen einfach vors Auge gehalten, und zwar wählte man eine möglichst handliche und leichte Form, die sich am besten in dem kurzen holländischen Fernrohr darbot. Schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts erhielt das holländische Fernrohr eine Willenfassung; es war aber noch schwer und unvollkommen. Erst in neuester Zeit ist der Gedanke der Fernrohrbrille in vorzüglicher Weise verwirklicht worden; sie wird besonders von stark Kurzsichtigen benutzt. Dem berühmten Ernst Abbe gelang es, Spiegelprismen in das Fernrohr einzufügen, durch die das umgekehrte Bild aufgerichtet und das ganze Instrument erheblich bis auf 8 bis 7 Zentimeter verkleinert wurde, und so ein praktisch brauchbares System zu erzielen. Diese leichten Fernrohrbrillen lassen sich nun auch zur Unterstützung schwachsichtiger Augen mit großem Erfolg verwenden. Wo aber höhere Grade der Schwachsichtigkeit vorhanden sind, wie sie sich jetzt nicht selten bei den verwundeten Kriegern zeigen, da machen sich Hemmnisse aller Art bemerkbar, so Schwierigkeiten bei der Farbfehlerkorrektur, Zunahme des Gewichts und vor allem auch die starke Verminderung des Gesichtsfeldes. Man hat daher in solchen Fällen zu Fernrohrbrillen gegriffen, die aber eine ganz andere Gebrauchsweise erfordern als die Fernrohrbrillen. Die Fernrohrbrille darf nicht wie eine Brille fest mit dem Kopf verbunden werden; dies würde sich auch schon ihres höheren Gewichtes wegen von selbst verbieten. Sie muß entweder mit der Hand oder an einem Stativ vors Auge gebracht werden. Zur Betrachtung fester Gesichtsfelder muß man dabei den Kopf dem Fernrohr gegenüber um einen beträchtlichen Betrag drehen, der sehr klein ist; es handelt sich um wenige Millimeter. Jedenfalls ist der Gebrauch der Fernrohrbrille zu Anfang für den Neuling mit großen Schwierigkeiten verbunden; die ungewohnte Art der Beobachtung, die man sich selbst beobachten nennt, will gelernt sein und erfordert viel Übung. Dafür ist aber das Gesichtsfeld auch ein sehr großes; das Bild erscheint überall deutlich und klar, ja höhere Dinge, wie z. B. beim Lesen, kommen wieder

Vorschlagfächer zur Anwendung. Dieser komplizierte und schwer zu handhabende Apparat erweist sich aber für hochgradig Schwachsichtige als äußerst segensreich. Der Verfasser führt den Fall eines Studenten der Theologie an, der im Felde durch einen Schuss ein Auge verlor und am anderen schwer beschädigt wurde. Bei einer Sehschärfe von nur 5/60 konnte er natürlich nicht daran denken, sein Studium fortzusetzen. Nachdem er aber mit der Fernrohrlupe umzugehen gelernt hatte, vermochte er wieder zu arbeiten und machte bald sein Examen. Wohl stellt der Gebrauch dieser Instrumente hohe Anforderungen an den Fleiß und die Geduld der Kranken. Zunächst fällt es ihnen sehr schwer, und es ist um so mehr Genußigkeit der Einstellung und Haltung vonnöten, je schlechter das Sehvermögen ist und je stärker die Vergrößerung gewählt werden muß. Die Mühe wird aber dann reichlich belohnt.

Tirana — die Stadt Essad-Paschas. Ein Mitarbeiter, der unmittelbar vor Ausbruch des Krieges Albanien bereiste, sendet uns die nachstehende anschauliche Schilderung der jüngst eroberten albanischen Stadt: Wenn man nach anstrengendem Marsche in heißer Sonnenhitze im Schein der Abendsonne endlich an der letzten Straßenwirtschaft angelangt ist, steht man zwischen schwarzgrünen Pinien und hellgrünen italienischen Pappeln die Bogen und Türme der alten Moscheen, in Reparatur gebracht, hindurchschimmern. An den Bäumen der Gärten vor der Stadt sitzen Albaner, rauchen, spielen Karten oder Schach, wozu sie sich halblaut unterhalten, und junge Burken baden sich auf den grasigen Flächen und Wäldern zwischen den zahlreichen Gärten, Hühnern und Schafen. Selbst die Bäckereien gehen ohne Lärm und Geschrei vor sich, so daß man trotz der Lebendigkeit das Empfinden hat, nach einem verlassenem Orte zu kommen, weil wir Westeuropäer an Lärm gewöhnt sind. In den Straßen herrscht stets ein buntes Leben; denn hier ist die letzte Raststätte der Karawanen vor Durazzo auf dem Wege von Bitolia nach der albanischen Küste. Nachdem man eine breite, wenig städtisch angelegte Straße passiert hat, kommt man in den Bazar, der verhältnismäßig groß ist und das übliche orientalische Gepräge trägt. Zu beiden Seiten der Straße ziehen sich Säulengänge entlang, in denen Händler und Handwerker ihre Waren feilbieten. Da kann man zu annehmbaren Preisen Seidenstoffe und Silberfiligranarbeiten aus Bitolia kaufen, Wolle, die in Albanien verfertigt werden und serbische Goldbarren, die gegenwärtig in Albanien sehr in Mode gekommen sind, alte Waffen, wie große Pistolen, mit falschen Steinen und Messingbeschlägen verziert, halbverrostete türkische Säbel und sonderbare Flinten. Bei den Wädem erhält man viele orientalische Süßigkeiten, die der Wäde in Durazzo nicht feilbietet. In einem andern Laden liegen Tongefäße auf einem Haufen, und daneben sitzt ein Händler hinter großen Tabakställen. Doch kein Rufen und kein Feilschen hört man. Nur das Hämmern der Kupferschmiede durchdringt das Stimmen, das die Stadt erfüllt. Unter einem riesigen Ahornbaume, der seine Zweige weit von sich streckt, sitzen an leichten Tischen Albaner, zum Teil europäisch gekleidet, und schlürfen Kaffee. Dazwischen tauchen einige Polizisten in ihren roten Röcken auf und verstehen es, sich sehr wichtig zu machen. Abseits vom Lager, in einer Nebenstraße, steht ein Gasthaus (Hân) neben dem andern. Der Wirt, gewöhnlich ein alter Albaner, sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matte, nimmt Zimmerbestellungen auf, erteilt den Hausknechten Befehle und nimmt auch in dieser Stellung das Geld entgegen. Er hat ein Tuch um seinen Hals, die kleine weiße Kappe, geschlungen, trägt einen serbischen Soldatenrock und ebensolche Stiefel und probt mit auffallend breiten Fingerringen. In einem solchen Hân sind Angehörige der verschiedensten albanischen Stämme zu finden. Über 50 Pferde, die mit Weibstoffen, Tabak, Süßfrüchten und dergleichen beladen sind, finden hier gewöhnlich Unterkunft. Wirkliches Gedränge herrscht an einem Markttage in Tirana. Dann kommen selbst die Bewohner des Gebirges zwischen Tirana und Elbasan stundenweit herbei, um Eier, Wolle, Tabak und Holzarbeiten zu verkaufen. Tirana ist eine interessante, doch keine schöne Stadt, denn die vielen hässlichen Lehmhütten fallen zu sehr auf. Aber diese Stadt wird schneller und leichter eine Umwandlung erfahren als Durazzo, ohne daß sie an Eigenart dabei verliert. Von den kaum alten Moscheen sind einige halb zerfallen. Sie bergen alle diese Altertümer und Lebenswürdigkeiten. Ihre Bogen und Türme werden von uralten Pinien und Ahornbäumen

beschattet und überragt. Auch die katholische und orthodoxe Kirche besitzen manche Schätze. Die Häuser der albanischen Großen von Tirana sind sehr einfach; sie sind gewöhnlich von einer alten Mauerwand umgeben. Die Höfe sind entweder ungepflastert oder so glatt, daß man sich leicht die Beine brechen kann. Essad-Pascha hat hier viele derartige Häuser stehen. Er war auch der mächtigste Mensch in Tirana. Der angesehenste ist aber Abd ul Bei Toplani, der als ein gastfreundlicher Mann und guter Herr in ganz Albanien bekannt ist. Der Albaner liebt Tirana über alles. Er spricht sich sehr abfällig über Durazzo aus, aber Tirana kann er nicht genug loben und wird nicht müde, den Fremden zu fragen, ob Tirana schön ist. Wenn man ihm dann den Gefallen erweist, es zu loben, schüttelt er noch zur Bestätigung langsam den Kopf und sagt: „Mir, mir!“, das heißt so viel wie: „Ja, es ist schön.“ Obwohl in Tirana die Angehörigen der verschiedenen Konfessionen im allgemeinen friedlich nebeneinander leben, kommt es freilich oft genug vor, daß Tirana der Schauplatz einer Blutrache wird. So kam ich eines Morgens, als ich bei Abd ul Bei Toplani zu Gast war, in eine Straße, die nach dem Gebirge führt. Plötzlich fiel in einer Nebengasse ein Schuß, und eine Kugel piffte an mir vorbei. Ein zweiter Schuß folgte, und einer der riesigen Wollerschöppe, die kurz vorher vor mir hergegangen waren, kam aus der Overstraße herausgestürzt und fiel blutend vor mir nieder. Bei einem solchen Abenteuer bekommt man freilich eine andere, aber doch falsche Ansicht von Tirana und seinen Bewohnern, zu deren besten Tugenden trotz alledem die Toleranz gehört, und man möchte die alte Stadt fluchtartig verlassen. . . .

Der „Kraftfuß“. Hobb Kraftwagen, Hobb Rollschuh: so kennzeichnet Dr. H. Grabenwies in einer Mitteilung im neuesten Hefte der Zeitschrift „Motor“ das Zwerzwauto, dessen Erfindung aus Amerika berichtet wird. Es ist eine Art Siebenmeilenstiefel, der seinen älteren und größeren Brüdern kaum ernstlich Wettbewerb machen dürfte, vielmehr ihnen im Falle eines Schadens aus der Verlegenheit helfen könnte, und sonst, von sportlichen Verwendungen abgesehen, wohl nur die Tätigkeit eines Motorrades übernehmen wird. Dieser Moorg unter den Kraftfahrzeugen ist aber durchaus ernst zu nehmen. Seiner äußeren Gestalt nach zeigt der „Kraftfuß“ zwei niedrige Räder, die durch eine Plattform verbunden sind, auf der der Fahrer steht, sie kann jedoch auch mit einem kleinen Sitze versehen werden. Diese Plattform liegt nur 10 Zentimeter über dem Boden. Außerdem zeigt das Gefährt noch eine Steuer säule — das ist alles. Dabei ist dies Zwerzwauto sehr kräftig und zweckmäßig gebaut. Sein zweieinhalbpseniger Motor ist in das Vorderrad eingebaut und daher gänzlich unsichtbar, alle arbeitenden Teile sind staubdicht verpackt; das Fahrzeug besitzt keinerlei Zeile, die verborgen oder verborgen werden können und auch kein Fußhebel oder sonstige vorstehende Zeile. Durch Betätigung der Steuer säule wird die ganze Steuerung in einfachster Weise bewirkt; die Steuer säule ist hohl, kann als Hilfs-Benzinbehälter dienen und wird, wenn das kleine Gefährt außer Gebrauch ist, umgelegt, und in waagrechter Lage festgemacht, wodurch der Benzinbehälter selbstständig verriegelt wird. Der „Kraftfuß“, den der amerikanische Erfinder „Antope“ nennt, wiegt im ganzen 25 Kilogramm und ist daher leicht zu tragen. Sein Motor gibt ihm eine Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 30 Kilometern in der Stunde und hilft ihm auf schlechten Straßen und starken Steigungen vorwärts. Wichtig ist auch, daß sich die Gummirollen leicht abnehmen und schnell auswechseln lassen. Der Erfinder dieses kleinsten Kraftwagens, Herr J. D. Merkle zu Middletown im Staate Ohio, denkt sich seine Verbindung etwa folgendermaßen. Zunächst könnte er für Postbestellungen auf dem Lande sowie für Eilbestellungen und Botenpässe benutzt werden. Ferner wäre er als Lieferungs- und Botenwagen für die Bestellung kleiner Pakete geeignet. Den Großhändler könnte er schnell aus dem Motor nach der Stadt und den Arbeiter von seiner Wohnung nach der Fabrik bringen. Auch Handlungsreisende würden in dem „Kraftfuß“ ein bequemes Beförderungsmittel finden und, wie schon angedeutet, könnte er schließlich auch als Nothelfer auf Kraftwagen Verwendung finden. So scheint die junge, aber schon so gewaltig ausgedehnte Kraftwagenindustrie in dieser neuesten Erfindung eine Bereicherung von wirklichem Werte begrüßen zu können.

Der Landbote.

Volkstümliche Wochenbeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 2,

— o Erscheint allmonatlich. o —

1916.



In der Fabrik. *)

Sah ich eine Weise zu,
Wie die Funken fliegen;
Mäder, Riemen ohne Aufh
Durch den Tag getrieben.

Hört ich eine Weise, wie
Die Maschinen stöhnen,
Unter ihrer Melodie
Alle Pforten dröhnen.

Stampf und Stoß und Surre und Summ
Nachten mich bekloffen,
Ging zum Tor hinaus ich stumm,
War so froh gekommen.

Draußen sah in Staub und Auf.
Ich ein Mädchen stehen;
War soeben flügge. Auf
Jugend so vergehen?

Fort! Fort fort! Schon grüßt mich hoch
Freier Wipfel Draußen,
Aber immer hör ich noch
Mädersurren und -sausen.

*) Gustav Falke, der Verfasser dieses Gedichtes, ist bekanntlich vor kurzem gestorben.

Neuzeitliche Totenklage.

Von Helene Drahm.

Seit dem Ausbruch des Weltkriegs wird der deutsche Büchermarkt überflutet von Kriegsliebesromaneen und Kriegsgeheimnissen aller Art. Wenn das deutsche Volk schon seither keinen Mangel an Lyrikern hatte, echten und unechten, so sind jetzt der Dichter Legion. Die Kriegstrommel hat sie geweckt. Mancher einer, der seither nichts vom Dichterberuf in sich fühlte, glaubt diesen jetzt in sich entdeckt zu haben. So gar von den Heldengräbern wird trotz der Enge der Schützengräben in diesen der Pegasus tüchtig geknüttelt. Neben viel Schanden ist auch viel Unheiles und harte von neuzeitlichen Kriegspoeten zu finden.

Als eine neue Gedichtgattung kann man die Nachrufe betrachten, die die Angehörigen gefallener Krieger unter die Angehörigen von deren Tod setzen, teils um die Gefallenen zu ehren, teils, um dem Schmerz über deren Verlust Ausdruck zu verleihen. Man könnte diese Totenklage der Neuzeit in gewissem Sinne als ein Aufleben der ursprünglichen Art der Totenklage betrachten, wie sie im Altertum bei den Griechen und Römern Sitte war. Bei diesen folgten der Leiche bei der Beerdigung Klageweiber. Auch das Volk der Juden ließ bei Sterbefällen von bestellten Klagefrauen Totengesänge anstimmen. In manchen Völkern gehören noch heute Klageweiber zu einem Begräbnis. Seit dem Einzug des Christentums in Deutschland wurde es auch hier Sitte, bei einer Bestattung Trauerweifen ertönen zu lassen. Die sogenannten „Singeleichen“ waren vor nicht zu weit zurückliegender Zeit noch ziemlich allgemein auf dem Lande üblich.

Jetzt des jetzigen blutroten Weltgeschehens, in dem die besten des deutschen Volkes vom unbarmherzigen Schnitter Tod zu Hunderttausenden auf fremder Erde dahingemäht werden, gehört es zu dem bittersten Erleben der in

Trauer Versetzten haheim, daß sie den Gefallenen nicht das letzte Geleit geben, ihren Begräbnisplatz nicht zu stiften, trauervollem Gedenken aufpassen können, ja, daß sie in den meisten Fällen nicht einmal den Ort wissen, an dem ihre Geliebten zur letzten Ruhe bestattet wurden.

Diese und viele andere Empfindungen sollen nun die oben erwähnten Nachrufe zum Ausdruck bringen, die man heute in allen Tageszeitungen findet.

In vielen Fällen geben die — oft jedoch jedes poetischen Gehalts baren — Nachrufe einen gedrängten Überblick über den Lebensgang des nun toten Kriegers, dem sie gewidmet sind:

„Du gingst dahin, den unsre Seele liebt,
Du warst des Vaters Stolz, der Mutter hoffnungsvoller Sohn,
Du warst deinen Verwandten und Freunden ein geliebtes Herz.“

„Wer dich gekannt, so brav, so treu, so schlicht,
Im Leben und Beruf, vergißt dich nicht.“

„Gar einfach war dein Leben,

Du dachtest nie an dich,

Nur für die Deinen streben,

War deine höchste Pflicht.“

Es wird erzählt, daß der Betrauerte müde und hoffnungslos auszog:

„Du bist so froh von uns gegangen,

Zu kämpfen für das Vaterland“ —

oder auch, daß ihn Todesahnungen beim Abschied schon be-
drückten:

„Du zogest aus zum Streite fürs liebe Vaterland,
Der Abschied fiel dir schwer aus deiner Eltern Hand.“

„In der Blüte der Jugend,

In der Fülle der Kraft

Hat des Feindes Angel

Dich hingerafft.“

Man hört, in welchem Lande der Gefallene den Tod
erlitt:

„Du ruhest nun aus in Rußlands kühler Erd',
Wo dich bestattet hat ein Freund vom Heimatsherd.“

Daran knüpft sich häufig der Ausdruck des Schmerzes darüber, daß der Tote fern den Seinen allein dem letzten Kampf kämpfen mußte, daß ihm diese keinen Liebesdienst mehr erweisen, sonst Grab nicht schmücken konnten:

„Wir können dir nun nichts mehr bieten,

Mit nichts mehr dich erfreuen,

Noch nicht mal eine Hand voll Blüten

Auf deinen Grabhügel streuen —“

„Es hat dich keiner geleitet zu deiner letzten Ruh',

Und keiner drückte die jungen, die müden Augen dir zu.

Es hat auch keiner getrodnet den Todesschweiß dir ab,

Und keiner weinte ein Tränlein an deinem offenen Grab.“

Fremdes- und Kameradenhand fehlen dem Toten

Ein schlichtes Kreuz (auch Birkenkreuz) auf weitem Feld,

Darunter schläft ein treuer Held.

Fern von der Heimat, fern von Haus,

Ruht er von Kampf und Schmerzen aus.

Und keine treue, liebe Hand

Zum Kranz ihm schöne (rote) Rosen wand.

Nur welkes Laub fällt um Blatt

Auf seine letzte Ruhstatt.“

Immer wieder findet sich die Klage über den so frühzeitigen
Tod des Heimgegangenen, doch schließt sich meistens der Aus-
druck der Ergebung in des Höchsten Willen an:

„Die Todesstunde schlug zu früh,

Doch Gott der Herr bestimmte sie.“

„Und droht vorummer zu brechen das Herz,

Gott hilft überwinden all unsern Schmerz.“

„Du warst des Vaters Stolz, der Mutter Freude,

Gott aber liebt ihn mehr als alle beide.“

Nach Vereinen und Kameraden widmen ihren Freunden
gerichte Nachrufe:

„Wir hatten einen Kameraden,
Einen bessern gibt es nicht;
Er ruht in fernem Grabe,
Vergessen können wir ihn nicht.“

„Er war ein Mensch, wie nicht viel,
Wer ihn gekannt, vergißt ihn nie.“

„Schön ist's und süß, den Heldentod fürs Vaterland zu sterben,
Mit warmem Herzblut purpurrot
Das Feld der Ehre zu färben,
Indes zum Siegeslohn
Ein Engel Kränze sticht;
Es geht durchs Kreuz zur Krone,
Und geht durch Nacht zum Licht.“

Während in überwiegender Zahl die Nachrufe an den
Toten selbst gerichtet sind, kommt es auch vereinzelt vor, daß
dem Gefallenen selbst eine „Letzte Bitte“ an die Seinen in den
Mund gelegt wird:

„Legt Blumen mir und Blüthen auf mein Grab,
Und kommt zu mir, weil ich von euch muß scheiden.
Schickt einen Liebesgruß mir noch hinab,
Dann laßt mich ruhen unter Trauerweiden.
Denkt still an mich, der euch so heiß geliebt,
Und stumm nun schläft im Schoß der fremden Erde.“

Mancher der Totenklagen fühlt man „das Gemachte“ an,
der Wortreichtum vieler Verse wirkt oft abstoßend. Bei an-
deren wieder kann man sich trotz warmen Mitempfindens
eines Lächelns nicht erwehren wegen der ungewollten Komik,
die in ihnen liegt:

„Ach Gott, ach Gott, uns trifft ein allzu großer Schmerz,
Der Fluch der bösen Tat, der gebrochen so manches Herz.
Ach Gott, wirst du es rächen?“

Wieder andere greifen in ihrer Innigkeit und Schlichtheit
aus Herz, z. B. wenn es sich um die Klage einer Witwe um
den geliebten Gatten handelt:

„Gott gab den guten Gatten mir,
Er nahm zu früh ihn mir schon wieder.“

„Weiß nicht, warum erschlagen
Mein reines, mein sonniges Glück,
Weiß nicht, wie ich's soll tragen,
Daß du nicht kehrt zurück.“

„Kann nur in den Händen halten
Dein Bild, und es drücken aus Herz,
Kann nur die Hände falten:
Gott, heile du meinen Schmerz.“

Ofters auch liest man:

„Wenn Liebe könnte Wunder tun
Und Tränen Tote wecken,
So würde dich wahrhaftig nicht
Die kalte Erde bedecken.“

Erschütternd ist der Schmerzensruf, den eine Witwe
ihrem gefallenen Sohn nachschickt. Das Gedicht, das Werk
eines Ritters, sei in seiner schlichten Volkstonweise hierher
gesetzt:

„Mein Junge, mein Junge! Daß ich's überseh!
Sie haben's geschrieben: Vorn Feind bist du blieben,
Ach, tut das weh, ach, tut das weh!

„Mein Junge, mein Junge! So frisch und so froh!
Sie mußt dich haben, nun liegt du begraben,
Ach, irgendwo, ach, irgendwo.“

„Mein Junge, mein Junge! Wie ist das so schwer,
Doch will ich sein stille, es ist Gottes Wille,
Ich klag nicht mehr, ich klag nicht mehr.“

„Mein Junge, mein Junge! Und tapfer warst du,
Sie haben's geschrieben: Als Held bist du blieben,
Gott schenk' dir Ruh, Gott schenk' dir Ruh!“

Bemerkenswert an den neuerlichen Totenklagen ist, daß
in den meisten die Hoffnung auf ein Wiedersehen, auf eine
künftige Wiedervereinigung mit dem so schmerzvoll dem Vater-
land geopfertem ausgesprochen ist.

Wenn man es als eine der Sognungen dieses furchtbaren
Weltkriegs betrachtet, daß das deutsche Volk sich in seiner Not
zu Gott zurückgefunden hat, so dürften die Nachrufe ein Be-
weis für diese Tatsache sein. In diesem Sinne hätten die
vollständigen Totenklagen neben einem gewissen literarischen
auch religiösen Wert. Sie können deshalb als „Kriegs-
urkunden“ mit angesehen werden, die vom Empfinden des
deutschen Volkes in schwerer Zeit Zeugnis ablegen.

Die Dorflinde.

Von Welschmibt (Mister).

In vielen Orten Deutschlands geht man damit um, das
Andenken an die Gefallenen durch Pflanzung von Ehren-
bäumen wahrzuhalten. Am meisten wird man die Eiche als

Erinnerungsbaum wählen, verfinnlicht sie doch in ihrer
ganzen Veranlagung die Festigkeit und Unerschütterlichkeit;
sie ist der echte deutsche Baum, die Verkörperung wahren
Heldentums. Leider werden Erziehung praktischer Art ihre
Anpflanzung in vielen Fällen verbieten; sie wächst sehr lang-
sam, sie gewährt als Einzelbaum in ihrer Jugend selten einen
schönen Anblick, sie stellt auch an den Boden nicht geringe
Ansprüche. — Neben der Eiche kommt in deutschen Länden
unter allen Waldbäumen keiner der Linde an allgemeiner
Verehrung gleich, ja sie steht als Erinnerungsbaum sogar
noch über der Eiche. Warum sollte daher die Linde nicht
ebenso gut als die Eiche die Erinnerung an unsere gefallenen
Helden wachhalten!

Von jeher ist ihr Ehrenplatz des deutschen Dorfes Mitte.
Da steht sie, oft vierhundertjährig, als Zeuge vieler Geschlech-
ter. Unter ihrem Schatten versammelt sich jung und alt; zum
fröhen Spiel trifft sich hier die Kinderschar des Dorfes, und
die erwachsene Jugend vereinigt sich hier zum fröhen Fest.
Auch den Alten ist der Platz unter der Linde nicht fremd; wie
oft hat man sich nicht dort mit den Nachbarn zum treulichen
Geplauder gefunden.

Wie ihr Name schon andeutet, gilt sie schon in ältester
Zeit als Friedensbaum, sie war der Hulda geweiht, der Erd-
mutter, der Schützerin von Haus und Ehe, des ehelichen
Friedens. Ihrer Gönnerin Hulda mag die Linde wohl auch
hauptsächlich die Verehrung zu verdanken haben, die sie im
Dorfe von jeher als Hüterin in Krankheit und Leid genießt.
Hoch bewertet wird vor allem der Lindenblütentee, der als
schweißtreibendes Hausmittel die erste Stelle unter diesen
einnimmt. „Loebbaum“ wird die Linde in einzelnen Dörfern
des Westrheins kurzweg genannt, weil sie den am meisten
gebrauchten Tee liefert. — Lindenbast und Lindenblätter,
Lindenprosse und Lindenasche spielten im Aberglauben des
Volkes eine geringe Rolle. Daß das Lindenholz wegen seiner
Weichheit ein vorzügliches Schnitzholz darstellt und zum
Zeichnen Lindenlohe gebraucht wird, sei nur nebenher er-
wähnt.

Als echter deutscher Baum spielt die Linde in Sage und
Geschichte eine geringe Rolle. Schon in der Siegfriedsage
wird sie genannt. In der Höhle unter der Linde haust der
„Vindurum“, den Held Siegfried erschlägt. — Als auf der
„Nalen Erde“ die Freigrafenstätten entstanden, die ohne An-
sehen der Person zum Schutz und Trutz aller Hilfslosen und
Bedrängten Recht sprachen, da hatte das heimliche Gericht
seine Stätte unter einer Linde. „Die Femlinde“ von Dor-
mund ist wohl bekannt geworden und steht heute noch, freilich
in arger Bedrängnis vor dem Riesen „Eisenbahn“.

Unter der Linde tagten auch die dörflichen Gerichte, die
Cent- und Müllgerichte, das „Ding“. Der Platz wurde in
Braunschweig und in Südhannover der „Li“ genannt.
E. Müd und G. Söhne zählen in ihrem Buch „Feste und
Spiele des deutschen Volkes“ eine Reihe Dörfer auf, wo der
Li noch heute zu finden ist. Linde und Eiche sind die schatten-
spendenden Bäume. Als die Müllgerichte längst verschwunden
waren, da versammelten sich unter der Gemeindelinde noch
immer die Ortsbürger um den „Vauernmeister“, um wichtige
Besanunmachungen in Empfang zu nehmen. Dieser Brauch
hat bis in unsere Zeit hinein bestanden, nicht nur in Süd-
hannover, sondern auch in Hessen. Manchmal fehlte zwar die
Linde auf dem Platz, aber die Volksüberlieferung bezeichnete
die Stelle, wo eine solche zur Väterzeit gestanden habe. Der
„Li“ oder der Dorfplatz unter der Gemeindelinde diente aber
nicht nur dem geschützten Zweck, er war auch der allgemeine
Festplatz des Dorfes, wo die üblichen Tanzergnügen abgehal-
ten wurden und noch werden.

Geschichtlich merkwürdige Linden gibt es in Deutschland
sehr viele. Auch unser Nassauer Land hat deren aufzuweisen.
Von allen sei nur die berühmte Linde am Schlossplatz zu
Dillenburg genannt. Unter dieser Linde wurde die Nieder-
ländische Gesandtschaft am 14. April 1568 von Wilhelm dem
Verschwiegene empfangen“, besagt eine am Stamm ange-
brachte Tafel.

Bekannt ist die Witschrisftenlinde vor dem Stadtschloß zu
Potsdam. Unter Friedrich dem Großen war die Sitte ent-
standen, daß sich die Leute unter dem Baum aufstellten, die
eine Witschrisft an den König gelangen lassen wollten. Der
König, der die Witten von seinem Fenster aus sehen
konnte, schickte einen Kammerhufar zum Abholen der Schrift

Stunde. Kaiser Wilhelm I. ließ durch sorgfältige Pflege des Baumes, der abzustorben drohte, für seine Erhaltung sorgen. Noch heute ist die Bittschriftenlinde, die sich dank der künstlichen Erhaltungsmittel erholt hat, ein Wahrzeichen von Friedrich des Großen Gerechtigkeitsinn.

Gedenklinden sind auch in unserer Zeit gepflanzt worden, so beim Friedensschluß von 1870/71. Groß ist auch die Zahl der Lutherlinden in Deutschland, die an die Feier des 400. Geburtstags Luthers am 10. November 1883 erinnern sollen. Zu stattlichen Bäumen sind diese Linden herangewachsen, die sich der Pflege und des Schutzes erfreuen konnten. Groß ist aber auch die Zahl der verkümmerten und abgestorbenen, da bei ihnen die Pflanzung die einzige Wähe gewesen ist, die man sich um sie gemacht hat.

Wie die Linde dem Herzen des deutschen Volkes nahesteht, das beweist das Lied unserer deutschen Volkspoesie. Unter der Linde finden sich die Liebenden, hier schwören sie sich Treue und Fügen über das Schicksal, das sie nicht zusammenkommen läßt, weil „er“ noch sieben Jahre wandern muß:

„Es stand eine Lind' im tiefen Tal, war oben breit und unten schmal,
Dorunter zwei Feindknechte saßen, die vor Freuden ihr Leid vergaßen.“

Als Volkslied gilt längst das:

„Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum.“
Als Goethe in „Hermann und Dorothea“ deutsche treue Liebe uns schildert, da führt er uns an den Brunnen unter der Linde. Dort treffen sich Hermann und Dorothea; „sie beugte sich über zu schöpfen, und er faßte den anderen Krug und beugte sich über, und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels schwanke“.

Wie die Linde junge Liebe beschattet, so breitet sie ihre Äste auch aus auf deutschen Friedhöfen über den Hügel der Entschlafenen, als „Trauerlinde“, auch ein Sinnbild der Liebe.

Möge sie auch bald ihre Wurzeln senken in die Erde, wenn die Friedensglocken läuten; als „Friedenslinde“, wohl gepflegt und behütet, möge sie dann kommende Geschlechter erinnern an die Zeit, da das Deutsche Reich stand unter dem Zeichen des Schwertes, an die Zeit, da das deutsche Volk erst erkannte, welch hohes Gut der Friede ist.

Wie man sich auf dem Westerwald vor 60 Jahren nährte.

Eine heimatkundliche Erinnerung für die Gegenwart.
D. N. D.

„Wie sind die Zeiten schlamm und böf!“ so jammerte mir gestern eine Westerwälder Bäuerin die Ohren voll. Korn und Hafer muß man hingeben. Das bißchen Weizenmehl, das man sich für kommende Zeiten beiseite gelegt hatte, muß man herausholen. Keinen Kuchen soll man mehr backen. Und Kriegsbrot kann man doch nicht vertragen. Schließlich verbietet man einem noch das Schälchen „Kaffi“, das man doch so gern trinkt. Wie sind die Zeiten schlamm. Man konnte grade „Krischen!“ Und sie „Krisch“ wirklich.

Auch die Bauersfrauen „Krischen“ gern. Und wenn sie „Krischen“, so ist auch das meist nicht so schlamm, wie es aussieht.

Und auch mit unserer Nahrungsnot im Vaterland ist's nicht so schlamm, wie es manchmal scheint. Aber „das Krischen“ mancher Bauersleute gibt doch viel zu denken. Sollten wirklich so viele Leute das Kriegsbrot nicht vertragen können und ihre Lebenshaltung nicht ein Erzeugnis ihrer „Kriegerischen“ Phantasie sein, so ist das wirklich ein schlimmes Zeichen, wie die Verwahrung des Volkes auf die Gesundheit nachteilig gewirkt hat. Wo sind da noch die echten, unbeworbenen Westerwälder Magen? Dann könnte dieser große Krieg, der in manchem eine Änderung schaffen wird, auch dadurch einen gewaltigen Segen bringen, daß er uns alle zurückwies vom Wege nach unten und uns aufforderte, wieder einmal davon zu denken, was unsere Vorfahren in der guten kalten Zeit taten, wie und was man früher, vor 60 oder 60 Jahren noch, auf dem Westerwald aß.

Damals gab's auf dem Westerwald noch keine Eisenbahnen, die uns aus Rußland Weizen brachten. Und kam

solcher auch in unser Land, bis auf den Westerwald gelangte er meist doch nicht. Und wenn er dahin gekommen wäre, so hätte das den allermeisten auch nichts geholfen. Da war doch nur vielleicht einer im Dorf, der sich am Sonntag bei's Gebäck leisten konnte, der „Fürstlicher“ oder „Bürgermeister“. Den anderen fehlte dazu das nötige Meingeld. Sie mußten essen, was auf dem Felde wuchs, Korn und Hafer, Gerste und Kartoffeln, und „Gensch“ oder „Reibloß“. Das aber wuchs reichlich auf dem Acker, wenn auch nicht so wie heute, wo man durch reichlichere Düngung und bessere Bearbeitung alles aus dem Boden herausholt. Die Mühlen machten Mehl daraus. Dafür erhielt der Müller als Mahllohn „Die Mäster“. Im „Gemeindebades“ wurde Brot davon, recht es, derbes, echtes, gesundes Bauernbrot. Die Mutter „wirkte“ und backte es und setzte auch wohl noch geriebene „Erbsbettel“ oder Mehl aus Bohnen zu.

Und wie aß man's? Da gab's noch kein doppelt Geschnitten wie heute, Butter und Kraut oder Mus oben drauf. Eins mußte reichen. Und das eine war nicht immer Butter. Die aß der Bauer auch damals gern, aber das konnte er sich nicht immer leisten. Die mußte er den Städtern verkaufen, daß er ihr Geld bekam. Denn wenn der „Termin“ kam, mußte er Steuern und Zinsen bezahlen, und bar Geld mußte nicht auf dem Acker. Um schwersten verschmerzten die Kinder die Mutter. Darum sangen sie auch das alte Lied:

Mohder
Schlo Mohder,
Datt de Mohder
De Mohder
Behält.

Aber sie wurden auch so groß und stark, und der Westerwälderwind blies ihnen die dicken Backen freischrot. Aber, was schnitten sie auf ihr schwarzes Brot? Meistens war's Schmierfäs. Der schmeckte herrlich, besonders dann, wenn es noch gebratene Kartoffeln oder „Quellwürste“ dazu gab.

In reicher Menge lieferte der Obstgarten Birnen. So seine Sorten wie heute gab's natürlich noch nicht. Manche gaben einem beim Hineinbeißen den Mund zusammen und würgten im Hals. Aber desto besser waren sie zur Bereitung von Birnenkraut. Hier und da im Dorf gab's noch eine Kelter. Da wurden mit hölzernen Hämmern die Früchte geklopft und dann gepreßt. Über Nacht gab's dann im kupfernen Kessel feines Kraut. Die Nachbarinnen halfen gern dabei. Wer nur wenig Birnen hatte, streckte mit Dickrüben saft, und arme Leute gab es genug, bei denen waren mehr Dickrüben als Birnen drin. Aber geschmeckt hat's, und gesund war's auch, mehr noch als das dünne „Widelkränken“ vom Hautgutage.

Kaffee war eine Seltenheit auf dem Tisch des Bauern. Das heißt: Kaffee gab's, aber nicht aus Kaffeebohnen. Der Wald lieferte Eicheln und das Feld Korn dazu. Auch Möhren und Zichorien wurden geröstet und gemahlen. Das gab keinen Plutarbrand nach dem Kaffee und also auch keine schlaflosen Nächte, aber es war doch eine feine braune Brühe. Und Fletsch? Ja, Fletsch aß man auch, aber nicht viel, wenn es auch viel billiger war als heute. Meist verzehrte man Schweinefleisch, und wie alles, was zum Munde hinging, eigenes Erzeugnis war, so auch das. Und die Bauern waren nicht wenig stolz, wenn was in der „Greif“ war, „eigener“ Sped oder Schinken „eigenen Wachstums“. Auf dem Markt kauften sie sich ihre Schweine. Stundentweit aus der Umgebung pilgerten sie morgens zum Markttort, im blauen Mittel und mit dem Amosenstock, und trieben dann ihr junges Vorstvieh dem Abend entgegen heimzu. Eins oder zwei, und, wer's ganz gut konnte, drei. Bis gegen Wohnachten aukteten sie fett sein. Dann nahm eins der Metzger, und das andere wurde selbst geschlachtet.

Billig waren die Eier, und darum gab's auch oft „Eierschnier“ mit Sped. Sparsame Frauen aber meinten auch noch tüchtig Mehl dazu, und der „Müllerhannes“, der es sonst mit seiner Frau „sehr gut konnte“, sagte immer, daß sie das „Eierschnier“ mit Mehl verbürbe.

Die Mischung in der häuslichen Kochkunst war nur gering. Morgens gab es regelmäßig Suppe, Milch-, Mehl- oder Brotsuppe. Suppe aß man auch mittags, aus Milch oder Erbsen, Bohnen oder Kartoffeln. Kartoffelsuppe kochte man mit Vorliebe am Samstag. Dann mußte die Bäuerin außer der getrockneten Arbeit im Feld und Aushall auch die Zimmer

zum Feiertagstisch machen. Und Kartoffelsuppe „kochte sich von allein“ und schmeckte mit Schwarzbrot und Schmierkäse vorzüglich.

Abends wurden meist Kartoffeln gekocht, im Sommer mit Dickschmalz, im Winter mit Kaffee. Mit und ohne Schale gekocht, als man sie, und manchmal auf der heißen Ofenplatte gebraten in der Pelle. In Brühe, die in der gemeinsamen Schüssel schwamm, kochte man sie, und es war eine Lust, wie von allen Seiten die spitzigen Spieße nach dem gemeinsamen Zentrum fließen. Käse strich man auch darauf oder feingehackte Zwiebel mit eigenhändig im „Merschel“ gestohlenen Salz oder Salz allein. Der Küchenzettel mochte der Bäuerin keine Schwierigkeit. Im Du war sie damit fertig. Galt es gestern Dickschmalz oder Kaffee mit Kartoffeln gegeben, so folgten heute Kartoffeln mit Dickschmalz oder Kaffee.

So ging's Tag für Tag, Jahr für Jahr. Nur bei besonderen Anlässen gab's etwas Besseres.

Im Herbst, wenn die Nächte atmeten und die Tage schwärmten wie die Äpfel, dann war es von früh um 4 bis abends spät in der Scheune lebendig. Die Dreschflügel klipperten und klapperten zu dreien oder zu vierten unermüdlich. Damals ließ man noch nicht mit dem Ton der Abendglocke den Hengel fallen und hob ihn erst wieder auf, wenn der Tag völlig aus den Federn gefahren war. Dafür gab's aber auch um 10 Uhr was Reichtes, echte Drescherkost, doch wieder auch nicht zu üppig. Ganseläse dufteten durch die Stube. Aus dem weißen Käse hatte sie die Bäuerin geformt, auf dem Käsebrett oder Hürdchen vorm Fenster getrocknet, um sie dann, wenn die Spaken nicht zu viel für sich genommen hatten, im Topf der Eßkassole zuzuführen und sie sorgsam zu bekümmern, daß sie nicht von selbst auf den Tisch spazierten. Sie schmeckten trefflich, viel besser, als sie rochen. Dazu gab es Schnaps, echten Westertwälder, Unnaer oder solchen vom rheinischen Westertwald.

Am Samstagnachmittag, wenn das Haus klinkte und blühte und der weiße Sand im Zimmer knirschte und die Karrenreiser vor dem Fußtritt lagen und keine Feldarbeit mehr drängte, dann gab es Kartoffelkuchen, „Datscherl“ oder „Doppelkuchen“.

Die schon in Öl gebratene Kruste wurde mit dem Holzkübel intimer wieder ins Innere gestochen. Und abends kam er noch warm auf den Tisch. Sei, was Jede sich da jeder „die Schmutz ab!“

So aßen die Westertwälder früher, und trefflich schmeckte es ihnen. Und gesund waren sie auch.

Umschau.

Feldgrau. Th. Wittgen aus Hofheim i. T. schickt uns unter dem Titel „Feldgrau“ ein Gedicht mit 27 Gedichten in nassauischer Mundart aus dem Schützengraben. „Zum Schüttele“ sind die darin sprudelnden Ergüsse, nicht minder die beigegebenen, gleichfalls „feldgrauen“ Bleistiftskizzen. Wir lassen ein Probchen folgen:

Die Wotad.

De Wellem ganz voll Eiser noch

Die Kriegerberichte list

Troß all den Siege blüß he doch

E rechter Bessimist.

Deß Wotat nou schribb: Die Englänner

Dai uß die Kist bladiern,

Däre em Grund genomme met

De Hausfraa'n Krieg joo sichten. —

Doo lacht de Wellem hell unn soahr:

„Weil träiffe off die Widd,

Englännerde! nou pad rasch em,

Su vill kenn aich mei Kritt!“

* Weibliche Jugend auf dem Lande und Wirtschaftsbefuch.

In vielen Gegenden hat sich auf dem Lande die Unsitte eingebürgert, daß auch die weibliche Jugend die Wirtschaftsbefuch sucht, nicht etwa nur in Begleitung ihres Bräutigams oder Liebhabers, sondern auch allein. Für die Mädchen unter 17 Jahren ist ja nun durch die Verordnung des stellvertretenden Generalkommandos ein Mangel vorgeschrieben worden. Besonders die Bestimmung, daß die Inhaber von Wirtschaften den Aufenthalt von Personen, die nicht zweifellos das 17. Lebensjahr vollendet haben, in ihren Räumen nicht dulden dürfen, ist ein bedeutender Fortschritt gegen die bisherigen Bestimmungen, die nur vorschrieben, daß Personen unter 16 Jahren die Räume nicht betreten dürften. Die Wirte

suchten sich nämlich zu entschuldigen, sie hätten nicht gewußt, daß die jungen Leute noch keine 16 Jahre alt seien, wenn sie mit Strafen belegt wurden. Leider kann man aber den Mädchen über 17 Jahren den Besuch der Wirtschaftsbefuch nicht verbieten, doch ist diese Unsitte so verwerflich, daß in manchen Gegenden die Behörden ebenfalls sich veranlaßt sahen, durch Polizeiverordnungen vorzugehen. Ob man das nun wünschen soll? Jedenfalls verdient die Unsitte die Aufmerksamkeit jedes Volkstundes.

W.

* **Ein treuer Hirte.** Der älteste Schäfer Oberhessens, vielleicht des ganzen Hessenlandes, Kaspar Schäfer, ist in Garbach im Alter von 93 Jahren gestorben. Er hütete seit seinem 14. Lebensjahr die Schafe, zuerst beim Großvater, dann bei seinem Vater, dann übernahm er die Herde selbständig. Fast 78 Jahre hindurch waltete der Alte seines Hirtenamtes, bei Wind und Wetter schief er jede Nacht draußen in seiner Schäferhütte. Erst vor zwei Jahren legte er den Hirtenstab nieder.

* **Selbenhain.** Aus Hachenburg schreibt man uns: Von der in verschiedenen Zeitungen gemeldeten Anlage eines Selbenhains für den Oberwesterwaldkreis auf der „Lochumer Heide“ ist hier nichts bekannt. Keines der beiden Lokalblätter des Kreises hat davon etwas zu berichten gemerkt. Die Nachricht muß also nicht wahr sein, oder die Angelegenheit muß in aller Heimlichkeit betrieben werden. In letzterem Fall müssen wir uns mit aller Entschiedenheit gegen die „Lochumer Heide“, diesem ungeeigneten, ganz abgelegenen und ferner zu erreichenden Platz, als Ort des Selbenhains wenden.

* **Brauch und Sitte.** In vielen Gemeinden des Kreises Wüdingen besteht der Brauch, daß an Ostern Kinder in den Gassen gefärbte Eier sammeln. Dadurch werden große Mengen Eier verbraucht. Das Kreismitglied der Meinung, dieser Brauch vertrage sich nicht mit der Kriegszeit und ihren Folgen auf wirtschaftlichem Gebiet, da die Kinder die gesammelten Eier doch nur vernaschen. Es hat daher die Bürgermeistereien angewiesen, bekannt zu geben, daß das Einsammeln von Eiern an Ostern nicht erlaubt und als Betteln verfolgt werden wird. Hauptsächlich tritt das Verbot nach dem Krieg wieder außer Kraft.

* **Fichtenrinde als Gerbstoff.** Seit die ausländischen Gerbstoffe ausbleiben, hat die deutsche Fichtenrinde bedeutend an Wert gewonnen. Die Hainbergbesitzer machen gute Geschäfte. Nun benutzen die Gerbereien auch Fichtenrinde als Loh. Das geschah zwar schon in Friedenszeiten. Da aber der Gerbstoffgehalt der Fichtenrinde bedeutend niedriger ist als der der Eichenrinde, so geschah das doch nur in geringem Maße. Nun ist das anders geworden. Schon im Sommer 1915 ließen Staat und Gemeinden auf dem Westertwald durch Kriegsgefangene bedeutende Fichtensäckungen vornehmen. Die Stämme wurden geschält. Das Holz kam in die Zellstofffabriken, die Rinde in die Gerbereien. Neuerdings verwertet man auch die Rinde der für Bauholz geschlagenen Stämme, die sonst ungenutzt im Wald liegen blieben. Den Waldbesitzern erwächst daraus eine neue schöne Einnahme, und die Bedeutung des Waldes für die Volkswirtschaft ist damit weiter gestiegen.

S.

* **Vogelschutz.** Der Förderung des Vogelschutzes wurde von der Verwaltung des Landkreises Wiesbaden weitergehend das größte Interesse geschenkt. Die Mustervogelschutzgehölze der Firma Dyckerhoff u. Söhne in Wiesbaden (5 Morgen) und des Herrn Kommerzienrats F. W. Schönlain in Schierstein (1 1/2 Morgen) haben sich gut entwickelt und konnten bereits zu Lehr- und Demonstrationszwecken benutzt werden. Viele Gemeinden des Kreises haben auch in diesem Jahre durch Anlage von Schutzgehölzen, Aufhängen von Nistkästen und Einrichtung einer zweckmäßigen Winterfütterung die Bestrebungen zur Förderung des praktischen Vogelschutzes wirksam unterstützt. Durch die Aufstellung der „Vertrauensmänner für Vogelschutz“ und durch weitgehende Aufklärung der Behörden und der Einwohner des Kreises wird eine wirksame Förderung des Vogelschutzes erhofft.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.